



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

δ.: Herr Wilhelm Rüstow.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schleudert worden sind. Aber unsere Forschungen sind schwerlich auch nur durch die Oberfläche gedrungen. Derartige Beleuchtungen könnten fortgesetzt werden, aber es ist bereits genug gesagt, um Jedem eine richtige Idee zu geben von den enormen Betrügereien, die an der guten Stadt Neuyork von ihren Vätern verübt worden sind.“

Herr Wilhelm Rüstow.

„Caserta, den 20. September 1860. Riggozi: „Nun sind Sie doch wohl froh, daß Sie Ihren Rüstow wieder haben?“ Ronchetti: „Sehr froh, besonders seit ich gestern die Ehre und das Glück gehabt habe, an seiner Seite im Feuer zu sein.““

So endigt das von Rüstow selbst geschriebene Buch „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge 1860“, und demnach wird jedem Leser dieses neuen Selbstlobes ohne Weiteres klar sein, daß übermäßige Bescheidenheit Rüstow's Fehler nicht ist. Es mangelt sogar nicht an Stimmen, welche auf Grund näher persönlicher Bekanntschaft von ihm behaupten, er setze sich allen Ernstes Napoleon I. als Heerführer gleich, wodurch er dann auch mit Alexander dem Großen, Cäsar und Dschingis-Khan rangiren würde. Wer weiß! Es geht gewiß so mancher Schiller hinter'm Pfluge her, und so mancher Rafael steht am Schraubstocke, warum sollte nicht ein Napoleon hinter Büchern und Tintenfaß geblieben sein. Aber umsomehr muß ihn dann mit Ansfäuerlichkeit erfüllen, daß ein ungünstiges Schicksal ihn von dem Platze, der ihm gebührte, entfernt gehalten hat. Ganz Deutschland muß das büßen. In seinem „Krieg um die Rheingrenze“ antwortet Rüstow auf die Anklage der Vorliebe für die Franzosen also: „Meine Vorliebe für sie beruht zum großen Theile darauf, daß ich in ihnen einen tiefen sittlichen Fond gefunden habe, in allen Classen. Ich will hier keine Vergleiche anstellen.“ — Vorliebe setzt aber nothwendig Vergleiche voraus, So hat denn Rüstow die deutsche Nation auf seiner Sittlichkeitswage gewogen, und gegen Frankreich zu leicht befunden. Sehr schlimm für Deutschland!

Auch die deutsche Kriegsleitung hat unter seiner Stimmung zu leiten. — „Wir waren in Metz noch im Juni 1870“, schreibt er, und wir sind ganz überzeugt, daß die Deutschen noch nach den großen Augustschlachten mit voller Aussicht auf Erfolg einen Sturm auf die Kehle des Forts Plappeville unternehmen konnten. Gewiß hatten sie dabei keine großen Verluste. Metz ist allerdings so wie so gefallen, allein wenn Plappeville etwa am 23. August auf die von uns angedeutete Weise erobert wurde, so hätte Metz bald fallen müssen, der Kampf nahm eine andere Wendung, und Gefahren, welche durch den Ausgang, den er genommen, ganz Europa bedrohen, — wir wiederholen das Wort, welches täglich besser verstanden werden wird — wären abgewendet worden.“ — Hier sieht man deutlich, welche Gefahren es für Europa hatte, daß Moltke und nicht Rüstow an der Spitze des großen deutschen Generalstabs stand. — Da ging Rüstow bei seiner allereinigsten Kriegsthat, vor der Festung Capua 1860 (S. 290 seiner Erinnerungen aus dem italien-

sehen Feldzug) dem Feind ganz anders zu Leibe. Freilich mußte er, an das Glacis der Festung gekommen, die „Tollheit eines weiteren Angriffs“ einsehen, und unter dem Feuer der Festung zurückgehen. Er hatte, vom 15. bis incl. 18. September in seiner Stellung in Caserta, nur 3½ Stunden von Capua entfernt, kein Mittel gefunden, sich über den Zustand dieser Festung ordentlich zu unterrichten, hatte an den schlechten Zustand derselben „geglaubt“, und die nutzlos Gefallenen mußten natürlich auch dran glauben. Und so glauben auch wir, Plappeville, 5 Tage nach Gravelotte, von Festungsgeschützen starrend und von der ganzen Wucht der Bazaine'schen Armee vertheidigt, wäre selbst für die Genialität eines Rüstow ein zu harter Dissen gewesen.

Vom französischen Generalstabe „glaubt er, nach seiner Erfahrung“ — und diese muß sehr vertraut sein, da er früher mit Kriegsminister Niel viel verkehrt und noch im September 1870 zu Paris sogar „die officiellen Depeschen eingesehen hat“ — „daß es in demselben ebenso viel tief — zum Theil einseitig — gebildete Männer gibt, als im deutschen Generalstab.“ Dann führt er aber doch selber aus, daß sie nach absolvirtem Schulcours, ohne jemals eigentlichen Dienst in den Truppentheilen, denen sie zucommandirt wurden, durchgemacht zu haben, „meistentheils“ als Adjutanten zu Generalen kamen, und von da auf dem Wege „gesellschaftlicher Liebeshwürdigkeit“ „ihre Beförderung in höhere Stellen des eigentlichen Generalstabsdienstes fanden, denen sie dann oft nicht genügten.“ Er rügt ferner, daß die „Bureaustunden zu knapp“ waren, die „Arbeit nicht systematisch“ und das „Pariser Leben zu verführerisch.“ Wie nun beides, Behauptung und Ausführung, sich zusammen reimen, vergißt Herr Rüstow uns zu sagen; aber wir haben ja dafür sein klassisches Zeugniß. Auf diese Weise schreibt man wohl Pamphlete, aber keine Geschichte. — Pamphletmäßig werden dann auch im letzten Hefte seines Werkes die Deutschen in Zürich behandelt. Diese und Rüstow standen schon lange nicht gut mit einander. Die Zeiten sind nämlich vorbei, wo Rüstow es lächerlich fand, daß Manche einen so großen Unterschied zwischen den „Sueven“ (Schwaben) südlich und nördlich des Rheines finden wollen; wo er den Deutschenhaß rügte, (S. 312 seiner italienischen Erinnerungen). Schon bald nach Anfang des Krieges galt unter den Deutschen in Zürich als Scandal, daß ein Deutscher, und stecke er zehnmal in einer eidgenössischen Uniform, so schreibe, wie Rüstow als zeitweiliger Stratege der N. Zür. Z. in einigen Kriegsartikeln (13. Aug. bis 14. Nov. 1870) that. Interessant ist, sich jetzt noch Einiges davon zurückzurufen. Ziemlich gleichgültig ist uns, daß Rüstow die Ueberlegenheit der Franzosen über die Deutschen in Bezug auf Schuhwerk und Marschiren, auf Gewandtheit und Behülflichkeit feststellt, Paris „nach seiner Beobachtung“ nur bis Mitte November verproviantirt sein läßt, und die Deutschen vor Paris mit tödtlichem Typhus gehörig versorgt. Aber die folgenden Aeußerungen kennzeichnen seine Stimmung gegen die Deutschen in höchst charakteristischer Weise: Von der französischen Cavallerie lobt er (Kopfpflege ausgenommen) die Eigenschaften; von der deutschen — die Zahl. Den 17. August weiß er von den Deutschen nur zu sagen, daß sie „überall mit erdrückender Uebermacht auftraten; und von den Franzosen, daß sie „sich überall wie die Löwen schlugen.“ — Am 22. September bricht er eine Moralitätslanze für das französische Volk. „In dem“, sagt er, „ist Familiensinn, Güte gegen Jedermann, wahre Bravheit, Sparsamkeit, Friedensliebe ebenso gut vertreten, als in jedem andern Volke, — und was „einen gewissen Punkt“ betrifft, so machen wir darauf aufmerksam, daß die höheren Gesellschaftsdamen der Boulevards vorherr-

schend blonde Töchter der tugendhaften Germania sind und sein werden.“ — ! — Wenn also der Verführungsstrudel von Paris auch so manches arme deutsche Kind dem Ruine entgegenführt, so wird von Rüstow Deutschland dafür verantwortlich gemacht und Germania, das Symbol unsres Vaterlandes, so zu sagen als Hurenmutter dargestellt! —

In einem Züricher Blatte ward Rüstow verdienstermaßen abgefertigt, und mußte es ohne Gegenäußerung hinnehmen. Dafür benutzte er jetzt die Gelegenheit, in dem letzten Hefte des Werkes, worin er wieder mit dem bekannten kurzen Gedärme speculativer Schnelligkeit einen Krieg zu Gelde macht, seinen Groll an den hiesigen Deutschen auszulassen. Zuerst hohnlächelt er darüber, daß „Deutsche in Zürich es überhaupt für ein dringendes Bedürfniß gehalten haben, ein deutsches Sieges- oder Friedensfest (wie es später getauft ward) zu feiern.“ — Man denke sich, um darüber urtheilen zu können, den Gemüthszustand der Züricher Deutschen, als der Krieg erklärt ward, als die für unbesieglich geltende französische Armee unter dem fieberhaften Jubel des ganzen gallischen Volkes daher gezogen kam, um den deutschen Nachbar materiell und moralisch zu ruiniren, ihm geradezu den Hals abzuschneiden, während Oestreich und Dänemark feindlich lauerten, zur Mithilfe im Abfertigen bereit. Die Gefahr für deutsches Land und Volk durch feindlichen Einbruch, verlorene Schlachten, verheerte Länder, zerstörte Zukunft, neu erhobene Zwietracht war groß; jeder Deutsche hat sie wie seine eigene tief und brennend mitgeföhlt; und um so schwüler und ängstlicher war's uns hier im Herzen, als unsere Abgeschiedenheit von dem kriegerischen Treiben in Deutschland uns nicht zerstreute und die Hoffnung stets von Neuem stärkte. — Ein edler Mann, dessen Todestag wir diesen 3. August feierten, und dem auch hier ein Ehrengedächtniß gestiftet sei, der Professor Volley in Zürich, schon lange Schweizerbürger und in eidgenössischen Diensten und doch voll treuer, selbstverständlicher Anhänglichkeit an das große deutsche Vaterland, sagte damals eines Abends mit eigenthümlicher Ergriffenheit zu seinem Freunde Joh. Scherr, der es berichtet: „Glaube nur, wenn Deutschland in diesem Kriege unterliegt, so überlebe ich es nicht.“ — Und nun kamen sie, die glorreichen Siege, die lange wechselvolle Belagerung, die so lang ersehnte Zusammenfassung Deutschlands zu Einheit und selbständiger Größe und endlich nach vielen Opfern der erkämpfte Friede. „In der Menschennatur liegt es dann“, sagte ganz passend eine kleine Züricher Tonhallen-Broschüre, „sich in einer Sache, die so nahe der Höhe des religiösen Geföhles steht, und in dasselbe übergeht, sich mit den Gesinnungsgenossen gemeinschaftlich zu freuen; nicht aber liegt es in der Natur dieser stürmisch froh erregten Geföhle, daß man sie auf Flaschen ziehen kann zu späterem Gebrauche, oder daß sie in einer eisigen Umgebung sich wie in Münchhausen's Posthorn schweigsam verdichten, bis zum Aufthauen in gelegener Zeit.“ — Wie kann aber ein Rüstow dieses beurtheilen? — Bei seiner Lossagung von Deutschland („Wir Schweizer“ schreibt er jetzt immer), bei seiner „sittlichen“ „Vorliebe“ für Frankreich, bei dem ganzen neidischen, nörgelnden und hinterziehenden Tone seiner jüngsten Scripturen, ist ja klar, daß ihm lieber gewesen wäre, von französischen Siegen berichten zu können. — Das Bedürfniß persönlicher Mittheilung empfinden aber selbst einsam große Seelen; darum bildete auch Rüstow einen Club ihm ähnlich gesinnter „Deutschen“. Aber nur etwa fünf fand er, die zu ihm hielten. Sie mögen unbezeichnet bleiben; aber bezeichnend für den Ton dieser deutschen „Zu wider-Wurzen“ ist die gelegentliche Aeußerung des Einen von ihnen: „Es freue ihn doch, daß die Franzosen wenigstens eine deutsche Fahne erobert hätten!“ — Von jener Fahne sprach der Schust, die

ein Franzose vor Dijon am Tage nach dem blutigen Gefechte unter gefallenen Helden fand. Und wie diese armen Seelen nicht fähig waren, den Triumph der deutschen Nation über den bössartigen Erbfeind und die eigene Zerrissenheit Schritt für Schritt mitzufühlen, so haben sie natürlich auch keinen Sinn für das, was den deutschen Herzen nach glücklich abgeschlossnem Kampfe an gemeinsamer Aeußerung und festlicher Feier „dringendes Bedürfnis“ ist. Sie reden wie der Esel vom Löwen. Herr Rüstow namentlich hätte der bloße Anstand, und wenn diese Rücksicht seiner Natur zu schwer fiel, die einfache Klugheit abhalten sollen, ein Urtheil in der Sache abzugeben. Denn er, der eigenössische Oberst hat sich damit auf die Seite von Aufzählern geschlagen, welche wegen öffentlicher Ruhestörung und Aufsehnung gegen die Kameraden des Herrn Rüstow criminell bestraft worden sind. Daß übrigens diese deutsche Versammlung nicht anfangs Sieges- und erst später Friedensfest genannt wurde, wie Herr Rüstow insinuiert, geht für Jeden, der lesen kann, aus der ersten Aufforderung hervor, die also lautet: „Wir laden alle hier wohnenden Deutschen, die mit uns in der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ein freudiges Ereigniß erblicken, sowie alle Schweizer, die Freunde der deutschen Sache sind, zu einem Abendcommers in der Tonhalle ein.“ Man kann aber natürlich einen ersiegten Erfolg nicht feiern ohne sich der Siege, wenn auch ohne alle Ueberhebung, zu freuen, und den Siegern ein dankbares Andenken zu widmen. Dies ist zu elementar um darüber ein weiteres Wort zu verlieren.

„Die Masse der Züricher Bevölkerung“, sagt Rüstow, „kümmerte sich um die deutsche Feier so wenig, als um Nationalfeste, welche Amerikaner, Polen u. s. f. auf ihrem Boden begehen. Allein ein Theil — d. h. also, da man die Masse abziehen muß, ein kleiner Theil — „ward von dieser Feier unangenehm berührt.“ — Wie geistreich diese Folgerung: wenn ein kleiner Theil einer Bevölkerung, in einem Lande, wo die freieste Meinungsäußerung herrscht, von einer Privatfeier, welche einer zahlreichen Körperschaft am Herzen liegt, und die sich auch nicht im entferntesten formell oder materiell gegen diese Bevölkerung richtet, aus irgend einer Grille oder Schrulle „unangenehm berührt wird“, so muß sie deßhalb par ordre du Mufti unterbleiben? Und welche Stellung weist denn ein Deutscher den Deutschen in dem „freiesten Lande Europa's“ an, wenn sie ihren theuersten Ueberzeugungen auch in geschlossener Gesellschaft keinen gemeinschaftlichen Ausdruck geben dürfen, weil „ein kleiner Theil der Bevölkerung davon unangenehm berührt wird.“

Und nun höre man einmal die Gründe, wegen deren Rüstow über die Feier empört worden ist: Es waren unter den festfeiernden Deutschen „sehr viele, welche sich in Zürich entweder 1) durch Speculation bereichert hatten; oder 2) welche seit langen Jahren in Zürich besoldete Stellungen bekleideten; oder 3) die im Canton Zürich Bürgerrechte erworben oder sogar geschenkt erhalten hatten; auch 4) solche, die früher geradezu auf ihr Vaterland und dessen Einrichtungen mit Königen u. s. w. geschimpft und sich als reine schweizerische Republikaner gerirt hatten.“

Aber Herr Oberst, nennen Sie das Gründe? Da die Feier sich durchaus nicht gegen die Schweiz oder Zürich richtete, da so eben selbst Ihr Bundesrath dem Kaiser ganz herzlich zur Neugestaltung Deutschlands gratulirt hatte, so konnte ja für Kategorie 1—3 nicht der mindeste Grund vorliegen, an einer solchen Feier sich nicht zu betheiligen. Oder bin ich etwa da, wo ich, — nicht als beliebig geduldeter Gast, sondern kraft des Gegenrechtes, welches der Schweizer bei uns genießt — speculire und hanthiere — oder bin ich in besoldeter Stellung — oder bin ich — noch lächerlicher —

als Schweizerbürger in meinen theuersten und für Schweizerwohl unschuldigen Ueberzeugungen und ihrer — noch dazu privaten, nur gemeinschaftlichen Aeußerung, der Laune irgend eines beliebigen Stadtbruchtheils preisgegeben und meiner natürlichsten Rechte beraubt, die selbst die gefährlichste Umsturzpartei hier ohne Hinderung übt? Bedenken Sie doch auch bei Nr. 2, daß Sie selbst, als Schriftsteller, der zwar seinen Sitz in der Schweiz hat, aber seinen Absatz in Deutschland suchen muß, wenn er und sein Verleger bestehen will, schon lange eine besoldete Stellung beim deutschen Volke bekleiden, und demselben doch sogar Ihre „sittliche“ Vorliebe für Frankreich und andere Sottisen ohne Anstand in's Gesicht werfen. Und wenn unter Kategorie 4 Mancher auf das alte Deutschland geschimpft hat, so hat es wohl kaum Einer gethan wie Ihr Fünfbund, als Renegat und mit Wollust, sondern mit Kummer im Herzen, der desto eher naturgemäß in Freude über die bessere und hoffnungsvolle Neugestaltung Deutschlands übergeht. Daß aber selbst „reine Republikaner“ sich des Ausfalls der deutschen Dinge freuen können, beweist die Anwesenheit nicht weniger sehr ehrenwerther Schweizer in der Tonhalle — denen Sie freilich ein ganz bedeutungsloses „habeant sibi“ zurufen — sowie die deutschen Friedensfeiern drüben in Amerika. Es klingt daher überaus komisch, wenn Sie nach Anführung so völlig nichtsagender Gründe ausrufen: „Jeder Unbefangene wird gestehen, daß ein solches Benehmen ein gesundes Gemüth wohl empören kann!“ Komisch auch deshalb, weil Sie damit der Masse der Züricher Bevölkerung, die Sie als unempört, ja unbekümmert um die deutsche Friedensfeier darstellen, das „gesunde Gemüth“ absprechen, welches mithin nur Ihnen, Ihrem Fünferclub und den gemeinen Tonhallekravallanten nebst Mitschuldigen bleibt. Fürwahr, Herr Oberst, selbst der deutschfeindliche Schuster und Kravallant Hagemann hat vor dem eidgenössischen Schwurgerichte seine schlechte Sache besser vertreten, als Sie die Ihrige. — Ganz ungehörig insinuiren Sie, hiesige Deutsche hätten von einer Annexion der Schweiz gesprochen. Der Beschränkteste sieht ja ein, daß Zürich nicht der Ort dazu gewesen wäre. Auch nur der Gedanke an so Etwas gehört in das gleiche Capitel mit den 100,000 Schweizern, die ein eidgenössischer Oberst zur Herstellung der Republik in Deutschland einmarschiren lassen wollte. Wenn irgend ein Professor als Möglichkeit aufstellt, daß in ferner Zukunft die deutsche Schweiz sich dem Mutterlande wieder anschließen könne, so sind Träume eben Schäume und jedenfalls die Züricher Deutschen nicht dafür verantwortlich. Und wenn ein deutscher Schreinergeßell nicht, wie Sie unwahr sagen, neben Vive la Suisse, sondern neben „Vive la France“, zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts, auch „Vive la Prusse“ hören ließ, so war das ganz ohne Bedeutung und vertrug sich ganz gut mit der schweizerischen Neutralität; wengleich weniger mit rohen, schweizerischen Franzosenfreunden. — Der edle Historiker verschweigt ferner, daß das Fest schon einmal verschoben und für's zweite Mal auf einen Tag angesetzt worden war, wo nach den festgetroffenen Dispositionen des Bundesrathes die Internirten frei sein mußten, was dann leider in Folge einer französischen Dis- und Contreordre nicht der Fall war. Auch dadurch, daß der deutsche Ausschuß auf alle äußere Schau verzichtete, zeigte er, wie gern er bereit sei, sich einer irgend berechtigten Stimmung anzubequemen. Wenn aber eine völlig gedankenlose und willkürliche Ansicht sich der einfachsten und bescheidensten Rechtsübung entgegenstellt, so hält schwer, sich diese Ansicht sehr verbreitet zu denken, und noch schwerer, ihr aus Furcht zu weichen. Daß man aber für unser nur innerhalb unserer vier Pfähle gefeiertes Fest eine nennenswerthe Störung nicht fürchtete, beweist von anderer Seite die

Gegenwart der Damen, sowie von Seite der Behörden ihre deßfalligen Zusicherungen und schlecht getroffenen Anstalten. Hinterher ist leicht, weise zu sein, wie damals Rüstow bei Capua. Nachdem nun die Deutschen in ihrem guten Rechte und ihrer nationalen Ehre so bitter gekränkt und so schlecht geschützt, mit ihren Frauen lebensgefährlich bedroht und den größten Rohheiten ausgesetzt worden waren, verargt ihnen Rüstow noch, wenn durch sie zwar erregte, aber wahrheitsgetreue Darstellungen der erlittenen Unbill in deutschen Blättern erschienen, spricht Rüstow noch von „Unruhestiftern“ und „aufgeblasenen Gästen, denen dies wohl in keinem andern Lande als der Schweiz ohne verdiente Abfertigung hingegangen wäre.“ Dazu gehört Stirn, Herr Oberst, und die wollen wir Ihnen zugestehen, lang und breit. — Strategisch drücken Sie das gleiche Princip in Ihren italienischen Erinnerungen also aus: „Ich mußte durch „Freiheit“ des Angriffs ersehen, was mir an Zahl abging;“ und Sie werden uns gestatten, uns dieses Wortes in einer Position zu erinnern, in welcher Ihnen außer der „Zahl“ noch manches andere abgeht, was zur Behauptung einer Stellung in der öffentlichen Achtung Deutschlands gehört. — Auch die süddeutsche Presse muß Herrn Rüstow herhalten, weil sie theilweis beim Einmarsche der Bourbaki'schen Armee die Schweiz „ironisch beglückwünscht habe zu dem angenehmen Besuche, den sie hier empfangen.“ „Die Schweizer,“ sagt Rüstow, „haben im Allgemeinen darüber gelacht, und gedacht: Ja, wenn wir erst, wie Ihr, auf Befehle und weitläufige Instructionen von Behörden aller Art warten müßten, würde die Geschichte allerdings übel liegen, aber da wir uns sonst zu helfen wissen u. s. w. u. s. w.“ Der große Historiker verschweigt dabei die wesentliche Thatsache, daß die Schweizerpresse zu einem großen Theile schon seit Anfang des Krieges aller Gehässigkeit gegen Deutschland und aller Parteilichkeit für Frankreich voll gewesen war und zu Repressalien von Seiten der süddeutschen Presse Veranlassung gegeben hatte. Und wenn er sagt: „Für dieses kleine Land sei es dasselbe gewesen, als wären auf einmal 1,200,000 Franzosen nach Deutschland gebracht worden“, so hinkt der Vergleich schon für den Laien trübselig, für einen Militär aber und namentlich einen eidgenössischen Obersten in unverzeihlicher Weise. Denn er würde nur zutreffen, wenn zugleich Herr Rüstow zur Hand gewesen wäre, um je 80,000 Mann durch die Luft an die Grenze von je einer deutschen Provinz von 2,600,000 Einwohnern zu setzen. Die schnelle Vertheilung und erste Hülfe waren die Hauptsache, und darin würden sich, wenn 1,200,000 Mann in Masse auf einmal bei uns angeklopft hätten, unüberwindliche Schwierigkeiten gezeigt haben, weil Königsberg und Breslau weiter von Frankfurt sind, als Neuchâtel von St. Gallen, weil also $\frac{1}{5}$ von Deutschland wegen räumlicher Entfernung und materieller Unzulänglichkeit der Eisenbahnen nicht sofort hätten eingreifen können. Nehmen wir dagegen, ohne Taschenspielerstreiche, das identische Schweizerverhältniß an, 80,000 auf je 2,600,000 für Vertheilung und erste Hülfe, und für die viel leichtere weitere Verpflegung und formelle Bewachung 3000 Mann Einquartierung auf je 96,000 Einwohner, wo hätte diese Leistung wohl selbst im kriegsführenden Deutschland *) die geringste Schwierigkeit gefunden, zumal wenn man die Gäste so „sittlich“ lieb hätte, wie Herr Rüstow die Franzosen, an künftige Zeiten dächte und noch nebenbei einem ironischen Nachbarn ein Schnippchen schlagen wollte. An den nöthigen Befehlen und Instructionen von oben nach unten hat's übrigens auch in der Schweiz, wie in jedem vernünftigen Lande, natürlich nicht ge-

*) Da doch viel kleinere deutsche Städte eine weit höhere Zahl französischer Kriegsgefangener gut verpflegt haben.

fehlt, — wenn sie auch glücklicherweise nicht von dem Helden von Capua ausgingen mit dem gesunden Gemüth — und wo sich, wie im Waadtlande, die Behörden aus guter Meinung eigenmächtig einmischten, da wurde vom Generalstab aus über die gestiftete Unordnung recht bitter geklagt.

So leicht macht sich's also Herr Rüstow, wenn es gilt, Deutschland zu tadeln und schmähen. Man sieht, er thut es *con amore*. Das abgeschmackte Vaterland und sein großer Sohn, die wollen nicht mehr zusammenpassen.

Victrix causa Diis placuit, sed victa Rüstowni.

Zürich, Ende August 1871.

d.

Berliner Briefe.

Berlin, den 8. September. Die Berliner haben sich ein Jahr lang so sehr daran gewöhnt, Zuschauer an Ereignissen zu sein, die sich fern von ihnen begeben, daß sie allmählig den Unterschied zwischen activer und passiver Theilnahme ganz vergessen und Mancher mit lebhafter Phantasie schließlich glaubt, „dabei gewesen zu sein“. Daraus läßt sich die eigenthümliche Aufnahme erklären, welche hier die Vorgänge auf österreichischem Boden finden, welche seit einem Monat die Welt beschäftigen. Die Diplomatie hat sich das Recht gewahrt, selbstständig vorzugehen und erst nachträglich Rechenschaft von ihrem Thun abzulegen. Fürst Bismarck ist von dem Augenblicke an, wo er die Geschäfte des auswärtigen Amtes übernahm, bemüht gewesen, diesem Grundsatz unbedingte Geltung zu verschaffen und er hat damit so glänzende Erfolge erreicht, daß sich Jedermann davor beugt, auch wenn er uns wunderbar verschlungene und manchmal dunkle Pfade führt. So ist es jetzt wieder. Kaum erinnert man sich noch der mannichfachen Phasen, welche das Verhältniß zwischen Preußen und Oestreich seit sieben Jahren durchlaufen hat: der Spannung im Herbst 1863, der Allianz im Kriege gegen Dänemark, der folgenden Spannung, die zum Kriege zwischen den Allirten des Tages vorher führte, der verhaltenen Feindseligkeit, die im Sommer 1870 wahrscheinlich offen ausgebrochen wären, wenn das Glück die deutschen Waffen weniger begünstigt hätte. Oder, wenn man sich alles dessen erinnert, so spricht man nicht davon, sucht nicht den Faden der Ereignisse zu finden, nimmt das Geschehene ruhig hin, in vollem Vertrauen, daß Alles gut ist. Ich sage nicht, daß dieses Vertrauen nicht gerechtfertigt ist. Ich theile es vielmehr. Aber es ist ein eigenthümliches Gefühl zu bedenken, wie wenig die Völker aus sich selbst jemals thun können, um auf ihre Geschicke zu wirken und wie sie auf die providentiellen Männer angewiesen sind, welche ihre „ungeäußerten“ Instincte (nach einem beliebten Ausdruck Carlyle's) vertreten und zugleich sättigen.

Mit so großem Prunk die Zusammenkunft in Salzburg umgeben worden ist, so scheint dieselbe doch keinen andern Zweck gehabt zu haben, als dem, was schon in dem stillen Gasten berathen worden war, ein feierliches Siegel aufzudrücken. Das Lösungswort ist dasselbe geblieben: Liga des Friedens, eine Liga gegen das auf Rache sinnende Frankreich, denn daß Frankreich auf Rache sinnt, ist, trotz mancher freundlicheren Form der Regierung des Herrn Thiers gegen den Sieger, offenbar mehr und mehr die allgemeine Ueberzeugung geworden, welche auch vollkommen mit den Befürchtungen übereinstimmt, welche der jetzige Reichskanzler in der Zeit zwischen dem Siege